

Büsingen arrangiert sich mit seinem Sonderstatus

Das Dorf ist die einzige deutsche Exklave in der Schweiz – und hat mit Problemen zu kämpfen, die anderen Gemeinden fremd sind

JACQUELINE LIPP

Im Restaurant Waldheim in Büsingen verläuft eine gestrichelte Linie quer über die Terrasse, es ist die Landesgrenze. Vera Schraner, die Bürgermeisterin, setzt sich auf der Schweizer Seite an einen Tisch und begrüsst den Wirt, der sich gerade schwer tut mit den Unwägbarkeiten des Alltags mitten im Grenzgebiet. Der Wirt hat ein Problem mit dem Berufskraut, einer eingeschleppten Pflanze. Vera Schraner erklärt ihm, dass die Schweiz und Deutschland unterschiedlicher Meinung seien, wie invasiv das Berufskraut sei. Aber die Gemeinde kümmere sich, sagt sie.

Diese Szene an der gestrichelten Landesgrenze zeigt im Kleinen, womit die Gemeinde Büsingen im Grossen ringt. Büsingen am Hochrhein, in der Nähe von Schaffhausen gelegen, ist eine deutsche Gemeinde, wird aber gänzlich von der Schweiz umringt. Eine deutsche Insel in der Schweiz. Im Fachjargon: Exklave. Und ja: Das ist manchmal schwierig.

Politisch gehört Büsingen zu Deutschland, wirtschaftlich zur Schweiz. Der Sonderstatus wird seit 1967 von einem Staatsvertrag geregelt, 24 Seiten sind es. Doch vieles handhabt die Gemeinde pragmatisch. Die Familien wählen selber, ob die Kinder die Oberstufe in Singen in Deutschland oder in Schaffhausen besuchen. Im Laden zahlt man mit Schweizerfranken, obwohl Euro die offizielle Währung ist. In der Postfiliale können die Einwohner Briefe mit dem Inlandtarif beider Länder verschicken. Büsingen hat zwei Postleitzahlen, D-78266 und CH-8238.

Ministerium stellt sich quer

Die Bürgermeisterin Vera Schraner hat viele Sorgen, die ihre Amtskollegen nicht kennen. Man müsse kreativ und pragmatisch sein als Bürgermeisterin von Büsingen, sagt sie, dann gebe es auch Lösungen. «Man braucht einen unbeugsamen Optimismus.»

Das Hauptproblem der Gemeinde sind die Kosten. Im Restaurant «Waldheim», dort, wo die Grenze die Terrasse quert, kostet das Schnitzel mit Pommes frites 31 Franken 50. Und nicht 15 Euro wie in Deutschland. Das Leben in Büsingen ist ähnlich teuer wie in Schaffhausen oder Dörfingen. Aber die Steuern, die sind deutlich höher. Dazu kommt: Die meisten Büsinger arbeiten in der Schweiz. Je stärker der Franken, desto höher ist ihr Einkommen in Euro – und desto mehr liefern sie dem deutschen Staat ab. Oder wie Vera Schraner sagt: «Mein eigener Lohn ist immer weniger wert.»

Die Folge ist, dass Einheimische in die Schweiz abwandern. Ohne neue Baugebiete, sagt Schraner, wäre Büsingen in den letzten zehn Jahren weiter geschrumpft. Der Altersdurchschnitt in der Gemeinde betrage 51,3 Jahre, es ist der zweithöchste im Bundesland Baden-Württemberg.



Büsingen am Hochrhein in der Nähe von Schaffhausen stösst auf allen Seiten an die Schweizer Grenze.

FELIX KÄSTLE / DPA



Vera Schraner
Bürgermeisterin
von Büsingen

Heinz Wipf
Präsident
des FC Büsingen

Die Gemeinde wehrt sich und kämpft. Sie verzichtet auf eine Grundsteuer auf Liegenschaften. Sie klopft regelmässig beim Finanzministerium an, um den Steuerfreibetrag zu erhöhen. Und Büsingen unterhält einen Topf, um die vom Sonderstatus verursachten Kosten zu dämpfen. Er speist sich aus der Rückerstattung der Mehrwertsteuer, in Büsingens gilt der tiefere Satz der Schweiz.

All das könne die Nachteile aber nur minim abfedern, sagt Vera Schraner. Am liebsten wäre es ihr, wenn die Büsinger, die in der Schweiz arbeiteten, in der Schweiz Steuern zahlen könnten. Doch das deutsche Finanzministerium stellt sich quer. Schraner sagt: «Dabei sind wir quasi ein Vorort von Schaffhausen.»

Ein Vorort von Schaffhausen! Heinz Wipf würde zustimmen. Wipf wohnt in ebendiesem Schaffhausen und ist Präsident des Fussballklubs Büsingens, eines Lokalvereins mit 300 Mitgliedern, 1924

gegründet, nächstes Wochenende feiert man den 100. Geburtstag.

Der FC Büsingens ist der einzige deutsche Verein in der Schweizer Liga, die erste Mannschaft spielt in der vierten Liga gegen Schweizer Klubs. Seit 77 Jahren ist der FC Büsingens dem Fussballverband der Region Zürich angegliedert. «FC Büsingens – einfach einzigartig», heisst es auf der Website des Vereins. Einzigartig sind auch seine Probleme. Zumindest für Aussenstehende. Denn für Büsingens sind sie: typisch.

Wipf, pensionierter Polizist, gutgelaunt und braungebrannt, steht auf dem Kirchberg, wie die Spielstätte des FC Büsingens genannt wird. Geranien zieren das moderne Klubhaus, der Kunstrasen gleisst in der Sonne, die Festbänke stehen bereit. Wipf sagt: «Früher hatten wir hier nur ein Hüttli und eine Ackerwiese.»

«Das ist doch Bünzlitum»

Um die neue Anlage zu finanzieren, stellte der FC Büsingens ein Gesuch beim Deutschen Fussball-Bund. Wipf zückt ein Dokument aus einer Mappe, es ist die Traktandenliste des Weltfussballverbands Fifa. Unter Varia, Traktandum 13.3., steht: Der FC Büsingens beantragt, auch in den Deutschen Fussball-Bund aufgenommen zu werden. 2015 war das. Der Sonderstatus von Büsingens wurde zur Chefsache. Doch just am grossen Tag wurden in Zürich mehrere ranghohe

Fifa-Funktionäre verhaftet. Und der FC Büsingens ging einfach vergessen. Eine Aufnahme war nie mehr ein Thema.

Umgekehrt erhielt der FC Büsingens jahrelang finanzielle Unterstützung aus dem Schweizer Sportförderprogramm für Kinder und Jugendliche. Den Behörden in Bern war schlicht nicht aufgefallen, dass es sich um einen deutschen Verein handelt. Vor zwei Jahren wurde der Irrtum bemerkt – und das Bundesamt für Sport stoppte die Zahlung. Nun fehlt dem Verein jedes Jahr ein fünfstelliger Betrag in der Kasse, die Mitgliederbeiträge mussten erhöht werden.

Der FC-Präsident Wipf sagt, gegen 80 Prozent der Junioren des FC Büsingens besässen einen Schweizer Pass. Und zwei Kilometer weiter links und rechts erhielten die Klubs für die gleiche Arbeit Geld. «Rechtlich ist der Fall klar. Aber das ist doch Bünzlitum.»

Je länger man in Büsingens unterwegs ist, kuriose Anekdoten hört, rot-weisse Fahnen in Gärten sieht, desto mehr fragt man sich: Wieso wechselt Büsingens nicht einfach in die Schweiz? Die Bürgermeisterin Vera Schraner, verheiratet mit einem Schweizer und 25 Jahre in der Schweiz zu Hause, lacht und stellt die Gegenfrage: Wie sollte das gehen?

Dass Büsingens überhaupt zur Exklave wurde, ist den Launen der Geschichte geschuldet. Ein Streit im 18. Jahrhundert führte dazu, dass Schaffhausen die Pfandschaft über mehrere Dörfer in der

Region verlor. Zum «ewigen Ärgernis» Schaffhausens sollte Büsingens österreichisch bleiben. Als die Habsburger die Nachbardörfer im 18. Jahrhundert an Zürich verkauften, wurde Büsingens zur Exklave. Mehrere Versuche, das Dorf der Schweiz einzugliedern, scheiterten.

Heute hat sich Büsingens mit seinem Sonderstatus arrangiert. Oder besser: Es arrangiert sich fortlaufend.

Vera Schraner, die unbeugsame Optimistin und oberste Verkäuferin des Orts, sagt, man müsse das Gesamtbild sehen. In Büsingens zahle man für die Kinderbetreuung einen Bruchteil der Kosten in der Schweiz. In Büsingens könne man sich noch ein eigenes Haus leisten, auch wenn man nicht Millionär sei. Und trotz allen Problemen: Der Staatsvertrag funktioniere im Grunde sehr gut. «Es ist wie ein Puzzle, und ich sehe es als meine Aufgabe, neue Teile zu finden, die das Bild verbessern.»

Ein solches Puzzleteil hat Schraner auch für den FC Büsingens und die anderen Sportvereine im Dorf gefunden. Das Bundesamt für Sport ist gewillt, eine neue Regelung zu prüfen, damit die Büsinger wieder Schweizer Fördergelder für die Jugendarbeit beziehen können. Die entsprechende Gesetzesrevision wird aber frühestens 2028 umgesetzt. Bis dahin springt die Gemeinde ein. Vera Schraner verhandelt noch wegen der letzten Details mit dem Kanton Schaffhausen, damit auch dieser einen Teil beisteuert. Denn die Hälfte der Kinder in Büsinger Sportvereinen wohnen in Schaffhausen.

Und so sucht Vera Schraner auch in Zukunft nach eigenen Wegen. Und bleibt optimistisch. Die Opferrolle bringe Büsingens nicht weiter, sagt sie und schnippt mit den Fingern in die Luft: Wer überhört werde, müsse halt auf sich aufmerksam machen.

DIE SCHWEIZ UND IHRE GRENZEN

Die Schweiz sitzt mitten in Europa. Ihre fünf Nachbarn wirken bis tief ins Innere des Landes: sprachlich, politisch, kulturell. Wie grenzt man sich ab? Wie nähert man sich an? In unserer Sommerserie reisen wir an besondere Orte entlang der Grenze.



Ein Mann zeugt Hunderte Kinder – dann stoppt ihn ein Gericht

Eine neue Netflix-Serie erzählt, wie perfide ein niederländischer Samenspender vorging

INES HÄFLIGER

Jonathan Meijer ist besessen davon, seine Gene weiterzugeben. Meijer, 43 Jahre alt, aus den Niederlanden, hat so lange Kinder gezeugt, bis ihm ein Gericht verbot, seinen Samen zu spenden. Netflix hat die Geschichte verfilmt. Anfang Juli ist die Doku «Der Mann mit 1000 Kindern» erschienen.

Eine der Frauen, die in der Miniserie zu Wort kommen, ist Nicolette. Sie ist Niederländerin, lesbisch und sehnte sich danach, Mutter zu werden. Im Internet stiess sie auf das Profil eines privaten Samenspenders. Es handelte sich um Jonathan Meijer. Nicolette glaubte, den perfekten Vater für ein Kind gefunden zu haben. Ihr gefielen Meijers lange blonde Locken, die blauen Augen, sein verschmitztes Lächeln. Meijer ver-

sprach, für das Kind da zu sein. Er erzählte Nicolette, er habe bislang erst zwei Familien «geholfen». Die beiden arrangierten ein Treffen. Meijer besuchte Nicolette zu Hause und verschwand im Badezimmer. Er hinterliess einen vollen Behälter mit Ejakulat. Nicolette spritzte es sich in den Unterleib. Und wurde schwanger.

160 Franken pro Spende

Einige Jahre später erfährt Nicolette, dass eine Arbeitskollegin ebenfalls dank einer Samenspende schwanger wurde. Als sie erzählt, dass ihr Spender aus Den Haag komme, macht die Kollegin grosse Augen und sagt: «Meiner auch.» Sie lachen darüber. Was für ein Zufall.

Die vermeintlichen Zufälle häufen sich. Eines Tages wird Nicolette von einer

Kollegin auf die Ähnlichkeit ihrer Töchter angesprochen. Die beiden Frauen finden heraus: Sie teilen den gleichen Samenspender. Nicolette erfährt von immer mehr Frauen, die von Meijer schwanger wurden. Und sie fragt sich: Wie viele Kinder sind es dann insgesamt? Es sind unfassbare viele. Meijer ist ein Serien-Samenspender, er ist der Vater von Hunderten Kindern, manche sagen von Tausenden.

Die Frauen und Paare kontaktierten Meijer auf der Website «Sehnsucht nach einem Kind», die er offenbar mit einem zweiten niederländischen Serien-Samenspender führte. Meijer soll rund 160 Franken pro Spende erhalten haben, schreibt die «New York Times». Meijer spendete laut Medienberichten auch für grosse internationale Samenbanken, die California Cryobank und die in Dänemark ansässige Cryos International.

Der Fall von Jonathan Meijer zeigt auf, wie lückenhaft das Samenspendensystem reguliert ist. In vielen Ländern gibt es Vorschriften, wie viele Kinder ein Samenspender in Kliniken zeugen darf. In den Niederlanden beschränken unverbindliche Richtlinien das Spenden in einer Klinik auf 25 Kinder. In Deutschland darf ein Samenspender maximal 15 Kinder zeugen, in der Schweiz liegt die Obergrenze bei 8 Kindern.

Unverbindliche Richtlinien

Oft sind das aber Empfehlungen und keine Gesetze. Dazu kommt: Private Samenspenden werden durch die Gesetze und Richtlinien nicht erfasst.

Meijer spricht von einer «17-jährigen Erfahrung» als Samenspender. Er reiste dafür um die Welt. Seine Nach-

kommen leben in den Niederlanden, in der Schweiz, in Deutschland, in Australien, in den USA, in Kenya.

Unterdessen fanden immer mehr Frauen und Paare heraus, dass sie auf eine Täuschung hineingefallen sind und fassten einen Plan: Meijer zu stoppen. Im April 2023 gelang ihnen das. Ein niederländisches Gericht verbot Meijer die Samenspende. Falls er sich dem Verbot widersetzt, droht ihm eine Geldstrafe von 100 000 Euro. «Der Spender hat die künftigen Eltern bewusst falsch über die Anzahl der Kinder informiert, die er in der Vergangenheit bereits gezeugt hat», erklärte das Bezirksgericht Den Haag.

Meijer ignorierte die negativen Folgen seines Tuns. Auf Instagram prahlte er damit, dass seine Geschichte verfilmt wurde. Und in einem Youtube-Video sagt er, er habe vielen Familien geholfen.